

Bernd Niquet

Jenseits des Geldes

ZWEITER TEIL

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2012

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://www.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-86268-873-9

Copyright (2012) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte beim Autor
Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
www.engelsdorfer-verlag.de

18,00 Euro (D)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Meiner Mutter und meinem Vater gewidmet
Berlin 1922 – 1974 – 2012

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

*„Ich habe nie über etwas anderes gesprochen als über mich.
Da es das Innere betraf, hat man es kaum bemerkt.
Zum Glück.“
Alain Robbe-Grillet*

*„Es gibt einen Unterschied zwischen Wahrheit und Fiktion:
Fiktion muss einen Sinn ergeben.“
Tom Clancy*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

(1)

Ich weiß um die Besonderheit dieser Einladung. An einer derart hochrangigen Veranstaltung habe ich noch niemals teilgenommen, einen so mächtigen Mann vorher nie mit eigenen Augen gesehen. Entsprechend früh bin ich dort. Gleich hinter der Garderobe gibt es ein Glas Sekt. Ich habe keinen Mantel dabei, sondern trage unter dem Jackett meinen Teddypullover. Keine Ahnung, wie warm oder kalt es wird, so bin ich auf alle Fälle flexibel.

Ich hole mir noch ein zweites Glas Sekt und suche mir dann einen Platz. Wo ich mich nun schon aufgerafft habe, will ich diesen Mann auch ganz aus der Nähe sehen. An allen Stühlen in der ersten und zweiten Reihe kleben Besetzt-Schilder, so dass ich mich in die dritte Reihe setze, ziemlich weit rechts und fast genau auf Höhe des Rednerpultes. Wenn der Vortrag nachher beginnt, werde ich nicht einmal zehn Meter vom zweitmächtigsten Mann der Welt entfernt sein, denke ich. Wer kann von sich schon behaupten, so etwas in seinem Leben erlebt zu haben? Doch noch ist es ja nicht so weit.

Jetzt fangen auch die anderen Leute an, ihre Plätze einzunehmen. Auf einmal bin ich von lauter Prominenz umgeben. Schräg vor mir sitzt der Finanzminister, zwei Plätze neben mir die Frau des Bundesbankpräsidenten. Und auf meinem Schoß liegt mein Teddypullover. Denn es ist zu heiß, ich musste ihn ausziehen. Zur Garderobe schaffe ich es jedoch nicht mehr, denn dann wäre mein Platz weg.

Noch fünf Minuten. Eine Seitentür öffnet sich und mehrere kräftige Männer mit kurzgeschorenem Haar, dunklen Anzügen und einem Ohrhörer im Ohr betreten den Saal und besetzen jeweils die äußeren Plätze der ersten Reihen. Das sind wohl die Bodyguards. Einer von ihnen nimmt direkt neben mir Platz. Die Luft wird immer stickiger und ich schwitze. Wohin nur mit meinem Teddypullover?

Ich blicke mich um. Überall sehe ich Kameras. Ich fühle mich fremd unter der ganzen Prominenz. Falle ich möglicherweise sogar auf? Ich bemerke in den Augenwinkeln, wie der Bodyguard neben mir zu mir herüberblinzelt. Bemerkt er etwa, wie mir der Schweiß langsam die Schläfe hinunter rinnt? Oder schaut er etwa auf meinen Teddypullover? Ich traue mich nicht, den Kopf in seine Richtung zu drehen.

Ob er versteht, dass ich deswegen schwitze, weil es hier so heiß ist? Oder hält er mich womöglich für einen Terroristen, der unter dem Teddypullover auf dem Schoß eine Waffe versteckt hat? Ich überlege, ob ich ihn ansprechen soll, um ihm die Sache mit dem Teddypullover zu erklären. Doch würde er mich dann überhaupt verstehen? Und könnte mich das nicht erst recht verdächtig machen? Meine Güte, was heißt nur Teddypullover auf Englisch?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Mit diesen Zeilen fängt der Text an, den ich gerade bei meinem Besuch der Lesebühne vorgelesen habe, zu der ich seit einigen Wochen an jedem Montagabend gehe. Er dreht sich um den Besuch des US-amerikanischen Notenbankpräsidenten Alan Greenspan in Berlin, dem ich vor einigen Wochen durch Fürsprache meines ehemaligen Professors persönlich beiwohnen durfte.

Natürlich hatte ich gedacht, man würde mich in der Lesebühne für diesen Text feiern, denn wer schreibt schon so wie ich? Vor allem: Ist die Idee mit dem Teddypullover nicht klasse? Doch man lobt mich nicht, man zerreißt mich vielmehr. Das führe nirgendwo hin mit dem Teddypullover, meinen die Zuhörer, ich würde nichts machen aus meiner Geschichte, es passe alles nicht zusammen, ich schreibe redundant und überhaupt sei das Ganze nicht durchdacht und die Geschichte in sich nicht geschlossen.

Alan Greenspan und mein Teddypullover, natürlich passt das nicht zusammen. Doch erstens ist es tatsächlich so gewesen, und zweitens ist das natürlich Absicht. Schließlich läuft da draußen an den Märkten auch nichts mehr zusammen und spielt sich dort nichts Geringeres als Wahnsinn ab. Die Kritik tut mir weh, ich bin danach total geknickt. Bisher habe ich noch niemals so direkt vor Publikum vorgetragen. Daher spüre ich die Kritik viel intensiver. Bei Leserbriefen und Lesermails ist das etwas ganz anderes. Seit zehn Jahren schreibe ich jetzt täglich Kolumnen und publiziere regelmäßig Bücher, und trotzdem bin ich gerade von Leuten fertig gemacht worden, die allesamt noch niemals eine Zeile veröffentlicht haben.

Am nächsten Tag ist der Frust abgeklungen. Wahrscheinlich war es durchaus gut, einmal dort vorgelesen zu haben, denke ich jetzt. Denn ich hatte ja tatsächlich keine Ahnung, wie meine Texte auf Leute außerhalb der Finanzszene wirken. Meine Frau Jenny hat sich ja nie wirklich für mein Schreiben interessiert, und mit den meisten Freunden und Bekannten von früher habe ich mir heute nicht mehr unbedingt viel zu sagen.

Bleibt nur noch meine Tochter Lisa, aber die ist erst fünf.

Wahrscheinlich brauche ich beim Schreiben tatsächlich einen Gegenpart oder Spiegel, denke ich. Ganz allein wird das wohl nichts. Ich mache ja derzeit schon sonst fast alles allein, das Schreiben sowieso, und seitdem Jenny ausgezogen ist, kümmerge ich mich auch noch die halbe Woche allein um Lisa.

Aus ihrer Sicht haben die Leute von der Lesebühne vielleicht sogar Recht. Doch müssen ihre Maßstäbe denn auch für mich gelten? Eines weiß ich jetzt auf jeden Fall genau: Es war richtig, dass ich am Anfang beim Schreiben erst einmal zugezogen habe, mich zurückgezogen und meine eigenen Dinge geschrieben habe. Doch vielleicht ist mittlerweile der Punkt der Öffnung gekommen?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Ich denke allerdings: Wenn man etwas Eigenständiges schaffen will, kann man sich nicht nach traditionellen und klassischen Anforderungen richten. Ich werde mir also in Ruhe überlegen, welche Kritikpunkte mich weiterbringen und was ich an mir abprallen lassen werde, so gut es geht.

Wenige Tage nach diesem Lesefiasco kommen Jenny und Lisa von ihrer Urlaubswoche auf den Kanarischen Inseln zurück. Ich freue mich schon riesig, Lisa wieder an mich drücken zu können. Lisa ist mir noch wichtiger als das Schreiben. Und selbst wenn man das der Qualität meiner Texte anmerken sollte, akzeptiere ich das. Besser so, als ein Großschriftsteller zu sein und zerrissene Kinder zu haben.

Eine Lisa-Pause von einer Woche macht mir auch heute noch zu schaffen, mit den vier Tagen, die Lisa normalerweise jede Woche bei ihrer Mama ist, komme ich mittlerweile hingegen ganz gut klar. Denn jetzt, im Juli 2005, liegt die Trennung von Jenny ja bereits anderthalb Jahre zurück.

Jenny will Lisa gleich am Nachmittag nach der Ankunft bringen, doch da das Wetter so schön ist, will ich nicht zu Hause warten und verabrede mich mit den beiden beim Chinesen um die Ecke, denn da kann ich draußen sitzen und schon ein Bier trinken. Als Jenny schließlich kommt, ein bisschen später als verabredet, wie eigentlich immer, fährt sie im Jaguar ihres Freundes Wahdi vor, mit dem sie demnächst zusammenziehen will. Sie öffnet den Kofferraum, und ich sehe, dass Jennys Koffer allesamt neu sind, sehr edle Teile.

Für mich wäre das gar nicht möglich, mir plötzlich alles neu zu kaufen. Vielleicht ist das aber auch Jennys Art der Bewältigung ihrer Probleme mit der Vergangenheit, sich einfach alles neu anzuschaffen, einen neuen Freund, eine neue Wohnung und eben auch die restlichen Sachen. Ich kann und will meine Vergangenheit nicht so einfach austauschen. Bei mir gibt es aber auch eine generelle Sperre: So lange die alten Sachen nicht kaputt sind, kaufe ich mir nichts Neues. So bin ich groß geworden, und davon bin ich auch heute noch überzeugt.

Ich muss in solchen Momenten immer an die Arbeiterstädte in Nordengland denken, deren Kultur ich mich so nahe fühle. Auch an meine Vorfahren, die mir in Vaters Ahnenbuch begegnet sind, welches die Zeit des Nationalsozialismus unbeschadet überstanden hat. Dort und in den Kirchenbüchern fand ich immer nur die stets gleiche Bezeichnung: Arbeitsmann.

Jenny hat mich jedes Mal despektierlich angeschaut, wenn ich ihr gesagt habe, dass ich im Grunde genommen ein ganz einfacher Mann bin und das auch gut finde. Für sie hingegen waren die Verlockungen des Geldes durchweg anziehend. Doch ich kann und will nicht über meinen Schatten springen. Einfach seine Sachen wegschmeißen und neue kaufen, so kann vielleicht eine Volkswirtschaft

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~

funktionieren, aber doch kein Menschenleben. Jedenfalls nicht meines. Und wenn ich mir Jenny jetzt so anschau, wie sie da am Kofferraum des Jaguars herumhandelt und Lisas Sachen herausholt, habe ich auch nicht den Eindruck, als ob sie all die neuen Sachen auch nur ein Stück glücklicher gemacht haben.

Gerade als Lisa und ich uns draußen hingesetzt haben, beginnt ein heftiges Gewitter, so dass wir sofort nach drinnen flüchten müssen. Das ist jetzt alles etwas verunglückt, denke ich, was sogar durchaus absehbar war, doch anderweitig wäre ich heute gar nicht mehr an die Luft gekommen. Und das ist diesen Preis durchaus wert. Ich weiß nämlich dass Lisa mich ab sofort in Gänze in Beschlag nehmen wird. Dann ist es erst einmal aus mit dem, was ich will. Das finde ich auch in Ordnung so. In letzter Zeit schau ich nämlich immer mehr darauf, dass auch ich ein Stück weit auf meine Kosten komme.

Einen Moment lang waren Lisa und ich uns nach dieser langen Woche fremd, Lisa ist auch noch von den Reises Strapazen gezeichnet, doch schon nach wenigen Minuten, als wir schließlich drinnen sitzen und anfangen zu essen, ist es wieder wie vorher. Und als wir schließlich zu Hause ankommen, habe ich mich nicht getäuscht: Kaum sind wir oben, will Lisa nur noch spielen, spielen, spielen.

Ich muss mich hinknien, herumkriechen und hinlegen. Sofort merke ich meinen Rücken. Das Ziehen, das mich jetzt schon weit über zehn Jahre verfolgt, macht sich erneut bemerkbar. Ich nehme gleich eine Tablette, doch es dauert, bis die Betäubung wirkt. Lisa dreht auf, rennt ausgelassen durch die Wohnung. Etwas Ruhe kehrt erst wieder ein, als Lisa sagt: Einen Film sehen!

Im selben Moment geht in der Wohnung unten im Haus die Alarmanlage an. Ich gehe hinunter. Die nette Mieterin hat sie falsch bedient, und jetzt gelingt es ihr nicht, sie auszuschalten. Und ihr Mann, den ich so gar nicht mag und der sich als Einziger darin auskennen wird, ist gerade jetzt nicht da.

Plötzlich stürmen zwei Polizisten mit gezogener Waffe auf das Grundstück. So etwas habe ich in der Realität noch niemals erlebt. Ein Glück, dass Lisa oben in Ruhe ihren Film schaut und von all dem nichts mitbekommt.

Lisa hat sich in der einen Woche, die ich sie nicht gesehen habe, enorm weiterentwickelt. Es kommt jetzt immer öfter vor, dass sie mich aus dem Zimmer schickt, weil sie allein etwas machen möchte. Ich lasse sie da nur zu gerne gewähren. Ich werde immer für Lisa da sein, wenn sie mich braucht, doch wenn nicht, umso besser. Dann halte ich mich gerne im Hintergrund.

Vaters Demenz wird immer schlimmer. Er ruft mich an und sagt, er würde gleich für die Operation abgeholt werden und wirft mir vor, ich hätte mich nicht gekümmert. Die Operation existiert freilich nur in seinem Kopf, doch ansonsten stimmt es schon, dass ich mich nicht übermäßig um ihn kümmere! Das mögen

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

durchaus noch die Nachwehen unseres Streits von vor zwei Jahren sein, nach dem ich sicher war, niemals mehr von ihm etwas zu hören.

Doch dann ist ja alles doch noch anders gekommen. Und mittlerweile habe ich tatsächlich meinen Frieden mit ihm meinen Frieden gemacht. Ich bin sehr froh, die Auseinandersetzung mit ihm noch geführt zu haben, solange er noch vollkommen zurechnungsfähig im Kopf war. Die Auseinandersetzung, die früher, als sie hätte stattfinden müssen, nicht stattgefunden hatte. Das war von überragender Wichtigkeit. Ich möchte nicht wissen, wie es mir heute ginge, wenn es dazu nicht mehr gekommen wäre. Jetzt kann ich Vater manchmal sogar wieder lieben. Doch ich will und werde mich für ihn nicht zerteilen.

Es ist auch alles so sinnlos: Selbst wenn ich gerade aus seiner Wohnung zurückkomme, eine halbe Stunde hin- und eine halbe zurückgefahren bin, weiß er anschließend nichts mehr davon. Mittlerweile habe ich einen Pflegedienst engagiert, der morgens kommt, schaut, ob alles in Ordnung ist und Frühstück macht. Mittags kümmern sich dann die netten Wirte des jugoslawischen Restaurants um die Ecke und abends kommt Vater eigentlich selbst klar. Und für alles außer der Reihe bin ich da.

Mit dem Schreiben klappt es bei mir weiterhin nicht. Mein letztes Buch ist 2003 erschienen, das war, als der Krach mit Jenny gerade losging. Seitdem sind zwei Jahre vergangen, in denen ich kein Buch zustande gebracht habe. So ein Loch hat es bei mir noch nie gegeben. Ich komme zwar gut zu Rande mit meinen Kolumnen, doch für die lange Distanz fehlt mir immer noch der Atem.

Derzeit reibe ich mich zudem leidenschaftlich in Auseinandersetzungen mit anderen Teilnehmern der Lesebühne auf. Vor und nach den Veranstaltungen, sowie in den Pausen, bin ich stets in heftige Diskussionen verstrickt. Für mich stellt es weitgehend Neuland dar, meine Auffassung zum Schreiben mit anderen zu diskutieren. Bisher habe ich das ausschließlich mit mir selbst ausgemacht. Als ich mit dem Schreiben angefangen habe, ließ ich mich gänzlich von meiner Intuition leiten. Ich schrieb genau das, was ich empfand, ohne darüber nachzudenken, wie das auf andere wirkt. Auch jetzt gehe ich prinzipiell davon nicht ab, sehe mittlerweile aber durchaus die Notwendigkeit, die Einwände der anderen zu beachten.

Einer, der in der Lesebühne am häufigsten Geschichten vorliest, vertritt in allen Diskussionen die These, jede Erzählung müsse folgerichtig konstruiert sein. Ich hingegen weiß, dass das für mich und meine Geschichten nicht gilt. Ich will das auch gar nicht. Wenn ich über Gefühle oder über Assoziationen schreibe, was soll ich da mit Logik und Folgerichtigkeit anfangen?

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Obwohl sich unsere Positionen niemals annähern werden, sind diese Diskussionen für mich immens wichtig, denn sie zwingen mich, meine bisher stillschweigend im Hintergrund gemachten Annahmen explizit hervorzuholen. Erst durch die vielfältigen Dispute in den letzten Wochen bin ich mir selbst in meinem Schreiben völlig bewusst geworden.

Ich schreibe jetzt zwar nicht signifikant anders als vorher, obwohl ich viele Dinge übernommen habe, doch ich schreibe bewusster, mache das, was ich vorher blind gemacht habe, heute sehenden Auges. Ich werde auch weiterhin von der etablierten Position der Lesebühnen-Leute und der Standard-Literatur abweichen, weil ich sie für langweilig und unergiebig halte. Von nun an kann ich jedoch die Abweichung ganz deutlich benennen und vermessen.

Das Verhältnis zwischen Jenny und Lisa, das über lange Jahre heftig gestört war, hat sich in der letzten Zeit deutlich gebessert und ist heute so gut wie seit unserer Trennung noch nie. Wenn Lisa jetzt im Anschluss an ihre Tage bei mir wieder zur Mama wechselt, gibt es keine Tränen mehr, wie es in den vorangegangenen gut anderthalb Jahren fast immer der Fall war. Abends sagt Lisa zu mir: Wenn doch nur die Mama da wäre, dann könnte ich mit ihr kuscheln. Das hat es lange nicht gegeben. Ich freue mich sehr, denn nichts ist mir lieber als Gleichgewicht und Friede.

Als Lisa das nächste Mal wieder von der Mama zu mir kommt, bringt sie mir einen roten Briefumschlag mit, auf den sie in krakeliger Schrift die vier Buchstaben PAPA geschrieben hat. Das ist das erste Wort, das sie selbst zu Papier gebracht hat. Für das Wochenende soll Lisa zur Oma, mir gegenüber sagt sie jedoch: Ich hab' die Oma gar nicht lieb. Nur Mama und dich! Ob ihr Gefühl schon so gut ausgeprägt ist, dass sie tatsächlich spürt, dass Jennys Mutter die Menschen in ihrer Umgebung ständig ausnutzt und nur zur Befriedigung ihrer eigenen Triebe benutzt?

Der Nachbar von Vater ruft bei mir an. Vater habe bei ihm geklingelt und ihm sein Leid geklagt, dass er keinen Wohnungsschlüssel mehr besitze. Dabei stand die Tür zu seiner Wohnung sperrangelweit offen. Außerdem scheint der Fernseher nicht mehr zu gehen. Und wenn er Fernseher nicht funktioniert, bricht Vaters Welt zusammen. Ich muss also anscheinend wieder hin.

Mein bereits emeritierter Universitätsprofessor hält noch einmal ein Colloquium über Geldtheorien ab. Dabei fällt der folgende Satz: Der Keynesianismus ist die Loslösung der Einkommensbildung von der Ressourcenausstattung. Zwanzig Jahre Auseinandersetzung mit diesem Thema habe ich gebraucht, um diesen einen Satz zu begreifen. Umso schöner ist es, als an diesem Abend plötzlich verstehe. Um das jedoch einem Außenstehenden zu erklären, würde ich bestimmt noch

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

einmal zwanzig Jahre benötigen. Wie harmlos und regelrecht lustig ist es dagegen, in den Wirtschaftsteil einer Tageszeitung zu schauen und die Banalitäten dort zu verfolgen.

Jenny und Wahdi haben ein Haus gefunden, das sie gerne mieten wollen. Doch Jenny kann mit mir darüber nicht reden. Ich merke, dass für sie hier eine Sperre existiert. Sie sagt nur, sie würde sich jetzt Sorgen um *mich* machen. Ich komme allerdings ganz gut allein klar. Ich muss jedoch durchaus zugeben, dass es weh tut: Jetzt bauen sie ein Nest für Lisa. Und ein anderer Mann wird meine Tochter zukünftig häufiger sehen als ich selbst.

Bei mir dominiert allerdings die Erleichterung, dass ich es nicht bin, der jetzt noch einmal umziehen muss. So bald kriegt mich niemand mehr zum Umziehen. Lisa und ich fühlen uns hier auch sehr wohl. Aber das Leben kann schon ganz schön ungerecht sein, finde ich.

Ich nutze das gute Wetter und fahre mit dem Auto hinaus in Richtung Rheinsberg. Noch einmal spüre ich den Wegen der Reise mit Lisa und dem Schneckenwagen im letzten Sommer nach. Wie einsam es jetzt am Zermützelsee ist. Sind in Brandenburg noch keine Ferien? Anschließend fahre ich weiter nordwärts, wohin ich es mit Lisa im letzten Jahr nicht mehr geschafft habe. Hier liegt neben der hölzernen Kirche der kleine Friedhof, auf dem unsere Vorfahren, die Hugenotten und ihre unmittelbaren Nachkommen begraben sind.

Am Rheinsberger See finde ich in Warenthin ein Restaurant, in dem ich draußen im Garten sitzen kann und der einzige Gast bin. Die Spezialität des Hauses ist es, die Fische im Ganzen zu braten. Ich liebe es, wenn ich sehe, was ich esse und nicht mit diesen unsäglichen Filets Vorlieb nehmen muss. Einen ganzen Schlei nehme ich mir vor und schaffe ihn auch ohne Probleme. Es ist herrlich. Zum Schlei hege ich eine romantische Beziehung. An dem Tag, an dem ich mich entschieden habe, mein erstes Buch zu schreiben, habe ich auch Schlei gegessen.

Und dann ist da auch noch *die* Schlei, der Meeresarm der Ostsee, dort wohnte die geschiedene Frau meines Patenonkels, einem Psychotherapeuten, der doch damals eigentlich alles hätte sehen müssen, mich jedoch gänzlich im Stich gelassen hat, dieses Arschloch. Seine Frau haben wir dort einmal besucht, und seitdem trage ich ein wunderbares Bild dieser Landschaft in meinem Kopf.

Auf der Rückfahrt begeistere ich mich an den gelben Feldern. Es ist wieder wie früher, wenn wir aus dem Sommerurlaub zurückgekommen waren. Noch heute dominieren mich solche Eindrücke. Denn in der eingemauerten Stadt Berlin gab es so etwas nicht zu sehen. Auch die Soldatensender AFN und BFBS sind wie diese tiefgelben Felder. Ich weiß gar nicht, ob man die heute hier noch hören

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

kann. Vielleicht bin ich durch sie genauso stark geprägt worden wie seinerzeit Van Morrison durch Radio Luxemburg.

Ich denke, dass ich bisher in meinem Leben bereits so viele Eindrücke in mir gespeichert habe, die mir ein derartiges Wohlgefühl bereiten, dass ich gar nicht mehr weit weg fahren muss, um eine Reise mit großen Erlebnissen zu erleben.

Vater erzählt mir, er wäre im Urlaub gewesen, und mir wird klar, dass die Demenz mittlerweile beinahe vollständig die Herrschaft über ihn übernommen hat. Bald wird es niemanden mehr auf der Welt geben, der den Zweiten Weltkrieg noch selbst erlebt hat, denke ich. Und Vater kann schon heute kaum mehr etwas erzählen. Langsam geht es bei ihm auch an das Langzeitgedächtnis.

Als Lisa wieder bei mir ist, fahren wir abends mit dem Fahrrad zur Dampferanlegestelle am Wannsee. Dort kann ich in Ruhe noch etwas in der Sonne sitzen, während Lisa auf der Kletterspinne herumturnt. Anschließend werden wir oben im Biergarten Abendbrot essen, und ich freue mich schon jetzt auf ein, zwei Löwenbräu vom Fass.

Vorher passiert an diesem Abend jedoch etwas Besonderes: Die Promenade ist beinahe gänzlich verwaist, und außer Lisa befindet nur noch ein Junge auf der Kletterspinne. Eigentlich sind alle Jungen ja doof, findet Lisa. Dieser scheint jedoch anders zu sein. Ich beobachte, wie die beiden miteinander spielen. Sie sprechen kein Wort miteinander und tollen wie die jungen Katzen gelenkig und geschwind über die Seile.

Der Junge wirkt feinsinnig, er ist sicherlich kein Rabauke, wie die gleichaltrigen Jungs bei Lisa im Kindergarten. Das Spiel der beiden Kinder erscheint beinahe wie eine Pantomime. Der Junge ist zurückhaltend und schüchtern, was Lisa die Angst nimmt, so dass sie plötzlich ganz aus sich heraustreten kann. So habe ich meine Tochter noch niemals gesehen. So muss es aussehen, wenn man verliebt ist.

Die beiden umspielen sich. Ich gehe auf die Mutter zu, die auf einer der kleinen Bänke Platz genommen hat. Jetzt verstehe ich auch, warum die Kinder nicht miteinander reden, denn sie versteht kein Wort Deutsch, und der Junge wird das dann sicherlich auch nicht können. Das Einzige, was ich mitbekomme, ist, dass sie aus der Ukraine angereist sind, weil der Vater hier wohl arbeitet und Mutter und Sohn ihn besuchen gekommen sind.

Ich denke sofort an Tazio aus Thomas Manns *Tod in Venedig*. Lisa und Tazio. Kurz danach gehen Mutter und Sohn, schade, denke ich, es war alles nur ein flüchtiges Spiel. Doch Lisa protestiert nicht und ist nicht traurig. Es ist also nichts haften geblieben. Tatsächlich?

Mit Jenny hatte ich ausgemacht, Lisa am nächsten Tag nachmittags zu ihr zu bringen. Mittags versuche ich, bei Jenny anzurufen, um die genaue Zeit auszumachen. Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.

chen. Doch sie geht nicht ans Telefon. Am frühen Nachmittag ebenso. Ich werde unruhiger und unruhiger. Ich rufe sogar bei Wahdi auf dem Handy an. Doch auch dort rührt sich nichts. Da kann doch nur etwas passiert sein. Um drei Uhr weiß ich nicht mehr weiter und breche mit Lisa mit dem Fahrrad auf, in Richtung großer Spielplatz. Unterwegs will ich bei Wahdis Restaurant vorbeifahren und dort fragen, ob irgendein Unglück passiert ist. Um Viertel vor vier schließlich ruft Jenny an. Sie habe das Telefon ausgestellt, schließlich müsse sie ja auch einmal zur Ruhe kommen, sagt sie. Das sind eben die Unterschiede zwischen uns.

Für die nächste Woche würde ich gerne konkretere Abmachungen treffen, insistiere ich. Ich wäre ja schließlich kein Orientale. Als ich wieder zu Hause bin, klingelt mein Handy. Ich sehe, dass es Wahdi ist. Doch als ich abnehme, legt er vor Schreck sofort auf. Wahrscheinlich hatte er nur eine ihm unbekannte Nummer auf seinem Display gesehen und deshalb zurück gerufen. Ein bisschen feige scheint er mir aber doch zu sein. Oder drückt ihn etwa ein schlechtes Gewissen mir gegenüber? Sicherlich haben Jenny und er den Tag im Bett verbracht. Ich hätte es auf jeden Fall ehrlicher gefunden, wenn sie gesagt hätte, was los ist. Doch Jenny ist eben zu wie ein Kochtopf mit Gummidichtung. Sie behält alles in sich. Da kommt nichts heraus.

Beim Schreiben finde ich plötzlich eine interessante und für mich völlig neue Form. Ich spreche den Leser direkt an: Was jammern Sie? Sie müssen ab jetzt alles anders machen! Lange hat es gedauert, bis sich dieser Tonfall ergeben hat. Doch von da an sprudelt das, was so lange in mir verborgen war, plötzlich ungehindert heraus. So kann ich weitermachen.

Michel Houellebecq sagt: Im Grunde genommen müsste man das Leben in ein einziges Buch verwandeln, an dem man bis zu seinem Tode schriebe. Ich finde das interessant, doch es ist mir zu unsicher. Ich möchte gerne bereits heute etwas Bleibendes realisieren.

Seit Kurzem kommt ein neuer Gast zur Lesebühne, den ich vorher noch nicht kannte. Schon vom Äußerlichen unterscheidet er sich extrem von der Masse. Er wirkt traurig. Stets trägt er ein schwarzes Jackett und ein weißes Hemd, das jedoch nicht wirklich weiß aussieht, sondern eher wie altweiß. Und genauso wirkt dieser Mann auch: altweiß. Seine Kommentare klingen, als hätte sie Thomas Mann persönlich abgegeben, druckreif und gebildet. Er ist ein Bildungsbürger mit klassischem Zuschnitt, ein Mensch wie aus einer anderen Zeit, dem man förmlich ansehen kann, wie er an den heutigen Banalitäten leidet, die so gar nichts mehr mit den Idealen zu tun haben, die er in sich trägt. Dabei ist er sicherlich deutlich jünger als ich.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

In einer Pause spreche ich ihn an. Er heißt Frank. Niemals habe ich jemanden getroffen, dessen Name schlechter zu ihm passt, denke ich. Zu dem Namen Frank trage ich ein völlig anderes Bild in mir. Frank ist mir nicht unbedingt sympathisch, doch er fasziniert mich. Er lebt in einer gänzlich anderen Welt, die mich nicht unbedingt anzieht, dennoch weiß ich es zu schätzen, von ihm nicht das gleiche Einerlei zu hören, was die anderen hier stetig von sich geben.

Frank spricht viel von Haltung, behauptet, selbst keine Gefühle zu haben, und er schwärmt für Gottfried Benn. Es gibt nur eines, sagt er: Ich muss! Und: Haltung! Dir geht es gut, außen verdienst du dir dein Geld, und innen gibst du deinem Affen Zucker, zitiert er Benn. Und: Mehr kann nicht sein, das ist die Lage, erkenne sie! Da werden wir sicher eine Menge fruchtbare Themen und Diskussionen haben, denke ich. Obwohl ich mit Benns Gedichten, auf die mich Frank bringt, nicht viel anzufangen weiß, bleibe ich trotzdem daran hängen. Frank zitiert: Nichts Träumerischeres als eine Kaserne! So etwas habe ich noch nie gehört. Ich bin im alten West-Berlin großgeworden und musste nicht zum Militär. Doch irgendwie wohnt diesem Satz eine große Romantik inne.

Von Frank motiviert, beschließe ich, mich näher mit Benn zu beschäftigen und besorge mir die Biografie von Fritz Raddatz. Recht bald schon geht es dort genau um mein Thema: Denn Raddatz spricht von Benns *Statischen Gedichten* und schreibt: Erst der völlige Stillstand ist Vollendung. Und: Das vollendete Glück ist die Abwesenheit von Glück. Das Trauern ist das Öffnen der Kammern tiefster Erinnerung. Dort, nur dort, findet Benn sich; dort, nur dort ist Ruhe. Genau dort finde auch ich mich.

Doch alle Inspiration nützt derzeit nichts, ich stocke bei meinem eigenen Schreiben wieder. Es wird sogar eher noch einmal schwieriger als leichter. Plötzlich mag ich sogar keine Musik mehr, mag keine Bücher, keine Zeitungen, kein Fernsehen, keine Texte. Ich habe mich wieder einmal vollkommen von den Menschen isoliert und meine Arbeit kann mich derzeit nicht stützen. Ich klage Frank mein Leid, dass alles, was ich augenblicklich schreibe, immer wehleidig und betroffen klingt, und wie unerträglich das sei. Er antwortet, hierbei handele es sich um das wohl älteste Paradoxon der Literatur: Denn niemand schreibe, wenn er nicht diesen Schmerz von Verzweiflung, Depression, Wut und Erschütterung spüre. Doch genau das, was einen zum Schreiben treibe, dürfe eben nicht artikuliert werden.

Die Lösung könne nach Frank allein der Humor sein. Aber eben ein warmer, herzlicher Humor, ein Humor der Sympathie, niemals jedoch ein denunzierender, karikierender oder herabsetzender Humor. Klingt gut, finde ich. Aber so richtig weiterhelfen tut mir das momentan nicht.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Als ich noch einmal in Hesses *Der Steppenwolf* hineinschaue, zucke ich zusammen: Der Steppenwolf war ein Mann von annähernd fünfzig Jahren, heißt es dort. Nächstes Jahr werde ich auch fünfzig. Hesse befand sich damals ebenfalls in einer großen Krise. Beim Erscheinen des Buches im Jahr 1927 ist Hesse ebenfalls fünfzig geworden, hat sich dann jedoch aus seiner Krise befreien können und anschließend gut weitergearbeitet.

Wird mir das auch gelingen?

Mit Frank habe ich wohl tatsächlich einen Geistesverwandten gefunden, meinen einzigen im Moment. Ich erzähle ihm von Jenny und dass diese eigentlich niemals auch nur im Ansatz das mit meinem Schreiben verstanden hat. Er sagt nur: Oh! Bei ihm ist das wohl ganz anders. Doch er hat eine weißhäutige, korpulente Frau, das ginge bei mir gar nicht. Da würde auch das beste Verständnis nichts nützen. Da müsste ich wohl immer an Mutter denken.

Und dann die Gedichte. Eigentlich komisch, dass ich mit Lyrik nichts anfangen kann, denke ich. Das ist mir zwar schon von jeher aufgefallen, doch jetzt bei der Lesebühne wird es überdeutlich. Schon bei der allerersten Zeile regt sich meist heftiger Widerstand in mir, so dass ich kaum mehr weiterlesen kann. Irgendwie habe ich dabei meine Schulzeit im Verdacht.

Jenny hat wieder einmal nicht wie verabredet angerufen. Auch bei Lisas Freundin hat sie sich nicht wie verabredet gemeldet. Ihr Telefon ist wohl erneut kaputt. Manchmal beneide ich Jenny wirklich für die Lockerheit, die ich an ihr beobachte. Nachahmen würde ich sie jedoch nicht, selbst wenn ich es könnte: Denn es kommt doch nichts dabei heraus. Mir geht es vielmehr wie Frank. Ich muss!

Zum ersten Mal maile ich meinem Freund Dolf etwas, den ich bereits mehr als zwanzig Jahre kenne, mit dem ich jedoch noch niemals schriftlich verkehrt habe. Seine Antwort klingt fast wie von einem Analphabeten. Dabei ist er Universitätsprofessor. Er schreibt auch völlig ohne Anrede. Oder ist ihm das zu intim?

Mit Frank habe ich einen anregenden Briefkontakt begonnen, den wir zusätzlich zu unseren montäglichen Gesprächen im Anschluss an die Lesebühne führen. Ich beginne meine Briefe stets mit: Lieber Frank. Er hingegen wählt die Anrede: Dear. Auch das ist irgendwie ein Verstecken, denke ich.

Nach Benn schwärmt mir Frank jetzt von Nietzsche vor. Während meiner Disserationszeit ist Nietzsche schon einmal in mein Gesichtsfeld geraten, doch ich konnte mit ihm nicht viel anfangen. Nietzsche sagt alles und nichts, fand ich damals, und ist auf nichts festzulegen. Aus seinen Texten kann man stets genau das herauslesen, was man gerade mag, und ein anderes Mal das exakte Gegenteil davon.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Doch warum mich nicht jetzt noch einmal mit ihm beschäftigen? Gerade ist eine Neuausgabe seiner gesammelten Werke für wenig Geld neu herausgekommen. Ich bestelle sie mir im Internet und will sie auf den anstehenden Ostseurlaub mit Lisa mitnehmen.

Da der Paketbote mich nicht antrifft, muss ich auf die Post. Normalerweise empfinde ich das als Tortur und ärgere mich über das Schlangestehen dort, doch zum ersten Mal sehe ich das dieses Mal in einem anderen Licht. Die Leute hinter dem Schalter tun doch nur ihre Pflicht, und es geht einfach nicht anders als so. Ich stehe in der Warteschlange, bin im Unterschied zu sonst weder unruhig noch gehetzt und denke letztlich an gar nichts, da dreht sich plötzlich eine gutaussehende Frau ein paar Plätze vor mir um und lacht mich an. Ich kenne sie nicht und weiß in diesem Moment auch nicht, wie ich mich verhalten soll, denn eigentlich bieten sich solche Chancen ja normalerweise nicht.

Dann jedoch unternehme ich gar nichts und fühle mich anschließend dennoch sehr gut. Ich gehe in die Kantine des Finanzamts, die mir durch unzählige Besuche in den vergangenen Jahrzehnten sehr vertraut geworden ist, und bemerke plötzlich, dass mich auch hier die Menschen irgendwie anders anschauen als sonst. Anscheinend bekommt man von der Welt tatsächlich immer ein Äquivalent dessen zurück, mit dem man vorher an sie herangetreten ist.

Am nächsten Tag breche ich mit Lisa zu unserem schon traditionellen Ostseurlaub in unserem Stammhotel für den Sommer auf, das Lisa die *alte Ostsee* nennt, weil wir seit Kurzem für den Winter ein besser zu dieser Jahreszeit passendes neues Hotel aufgetan haben. Leider haben wir uns für die Anreise den Tag mit dem schlechtesten Wetter im ganzen Jahr ausgesucht. Ich muss mich extrem konzentrieren, denn wir fahren fast die gesamte Zeit durch Wasser. Zudem spüre ich heftiges Bauchdrücken. Seit ich gestern in mein Tagebuch geschrieben habe, wie gut es mir jetzt eigentlich geht, ist das so.

Als wir dann angekommen sind, ist es allerdings trotz des Regens schön. Wir sind hier ja mittlerweile fast schon zu Hause. Das Hotel hat extra auf meine Bitte hin die Heizung angemacht, und jetzt stehe ich am Fenster, freue mich über den extremen Meergeruch und beobachte, wie fröhlich Lisa auf dem Teppich spielt.

Abends ziehen von einem Moment auf den anderen die Wolken weg, fast wie von Geisterhand gesteuert, und die Sonne kommt heraus. Dafür habe ich auf einmal Rückenschmerzen. So ist mein Leben im Moment.

Es gibt auch noch anderes, was mich negativ tangiert. Am Wochenende wird im Ort ein großes Fest stattfinden, mit einer Bühne und Livemusik direkt vor dem Hotel, genau unterhalb meines Bettes. Bis Mitternacht wird es laute Musik geben. Wie soll ich mich da erholen? Vor allem: Warum hat man uns das vorher nicht

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~

gesagt? Schließlich fahren wir doch mittlerweile bereits das fünfte Jahr hierher. Ich bin total sauer und quartiere mich mit Lisa für eine Nacht in einem Bungalow des nebenan gelegenen Grandhotels ein. So entgehen wir dem schlimmsten Lärm, und Lisa findet es super dort. Man muss eben nur entschlossen handeln.

Als wir nach den Festivitäten wieder in unser Hotelzimmer einziehen, höre ich von den alten Leuten, die hier sich zur Kur hier befinden und den Feierlichkeiten nicht ausweichen konnten, wie sie mit Duldungsvermögen und Humor diese Nächte überstanden haben. Ach, man müsse einfach jede Stunde genießen, sagt die 95jährige, die wir schon so oft im Hotel beim Frühstück gesehen haben, mit der ich jedoch jetzt zum ersten Mal ins Gespräch komme, und sie hätte sogar die Zeit der lauten Musik genossen.

Sie erzählt, dass sie ohnehin von geborgter Zeit lebe. Vor einigen Jahren habe man sie am Herzen operiert und seitdem befinde sich ein Teil eines Schweineherzens in ihr, sagt sie. Dabei sei sie doch Vegetarierin. Das ist wohl der Humor, den Frank meint. In meiner Familie wurde auch immer geflächst, Vater war ganz stolz auf diese Tradition und konnte das auch sehr gut, doch solch einen Humor, wie diese alte Frau, besitze ich leider nicht. Ich will vielmehr immer mit dem Kopf durch die Wand, und hinterher tut mir dann alles weh.

Bei der nächsten Gelegenheit versuche ich es schließlich selbst einmal mit Humor, scheinere jedoch kläglich. Wir essen mittags doch noch einmal im Restaurant unseres Hotels, obwohl ich ja eigentlich geschworen hatte, das nie wieder zu tun. Der pochierte Dorsch, den ich bestellt habe, riecht dann auch tatsächlich schon etwas extrem. Ich lasse den Fisch liegen, und als die Bedienung abräumt und mich fragt, ob es mir nicht geschmeckt hat, meckere ich nicht und sage ich nur: Es ist doch ein wunderschöner Tag heute. Mehr Humor schaffe ich nicht. Dass ich glaube, der Fisch sei bereits vor langer Zeit gestorben, verkneife ich mir. Und Lachen kann ich höchstens darüber, wie dämlich ich mich doch manchmal anstelle.

Auf eine Sache bin ich allerdings richtiggehend stolz: Als ich mit Lisa im Holzhaus des Grandhotels gewohnt habe, war die Heizung dort kaputt. Da habe ich nichts gesagt, sondern mich dem Schicksal gefügt. Das wäre auch wirklich zu viel gewesen, jetzt noch im Parallelquartier eine zweite Auseinandersetzung anzufangen. Und so wird es dann doch noch ein richtig schöner Urlaub. Es gibt Strandwetter, abends Buffet, und Lisa springt barfuß in ihrem wunderschönen luftigen Kleid vor mir über die ans Ufer rollenden kleinen Wellen. Selbst mein Rücken fängt langsam an, zu entspannen.

Lisa sagt zu mir: Du bist sowieso doof, Pappa. Ich frage: Warum? Sie antwortet: Weil ich jetzt schon so lange mit dir zusammen bin. Das sage ich der Mama auch

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt

immer, wenn ich so lange bei ihr bin. Abends erschrecke ich, wie ähnlich Lisa mir ist: Da hat sie im Bett noch Durst, worauf ich sage, sie möge doch von unten ihre Flasche holen. Doch sie traut sich nicht. Als sie sich dann doch durchringt und zurückkommt, hat sie plötzlich heftige Beinschmerzen. Welche Wege die Angst doch manchmal finden kann.

Am Mittwoch stelle ich fest, dass ich seit wir hier sind bereits exakt 892 Fotos gemacht habe. Ich möchte eben jede Facette dieser wundervollen Zeit haargenau für mich für später festhalten. Ich sehe mich derzeit als Chronisten. Ich will dem Strom der Ereignisse eine feste Form geben und ihn anschließend in Form einer zeitlichen Abfolge wiedergeben. Mein Ideal wäre, an jedem Tag sagen zu können, was ich vor einem oder zwei oder mehreren Jahren exakt zu dieser Zeit gemacht habe.

Mein Rücken quält mich wieder. Drei Paracetamol muss ich im Laufe des Nachmittags nehmen. So geht es nicht weiter, denke ich. Aber so geht es doch weiter. Auch heute war es nämlich ein wahnsinnig toller Tag. Am vorletzten Tag kommt der sehnsüchtig erwartete Brief von Frank. An der See herrschen jetzt fast tropische Temperaturen, die Sonne brennt, und es ist absolut windstill. Lisa spielt mit ihrer Freundin, die sie vor Kurzem kennengelernt hat, so wie sie eigentlich jedes Mal in unseren Urlauben eine Spielkameradin gefunden hat, während ich in der Kühle des Strandkorbes verbleibe und Franks Brief lese.

Als ich mich das letzte Mal über Nietzsche ausgelassen hätte, schreibt er, hätte sich bei ihm das folgende Bild eingestellt: Da angele jemand mit einer teuren High-Tech-Angel nach einem Wal. Auf der einen Seite würde ich buchhalterisch korrekt fragen, ob Nietzsche rational und objektiv sei, auf der anderen jedoch bereits die Faszination des Wales in mir spüren. Er konstruiert dazu die Gegenpunkte Kaufmann und Intellektueller, und schreibt, ein Kaufmann berechne die Grenzen, er errechne überhaupt ständig Grenzwerte. Der Intellektuelle hingegen reiße die Grenzen fort, er wolle diese neue frische Luft tief in sich hereinsaugen, er wolle Entgrenzung, hinaus und in die Höhe.

Der Kaufmann bliebe ganz auf dem Boden. Ein Kaufmann sammle, ihm ginge es um die Einnahmen, wohingegen ein Intellektueller sich nach außen verschenke, die Dinge aufsprengt, anstatt sie in den Sack zu tun. Er sei expressiv. Und dann schreibt er ganz direkt: Für einen Kaufmann scheinst Du mir in einer Hinsicht zu intellektuell zu sein, für einen Intellektuellen hingegen zu vernünftig. Für einen Kaufmann: zu neugierig, zu mutig, zu suchend. Für einen Intellektuellen: zu gesund, zu solide, zu rational, zu sehr geerdet. Du stellst die guten, nüchternen Fragen eines Kaufmanns, besitzt aber den geistigen Appetit eines Intellektuellen.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Auf Nietzsche bezogen scheint mir das Unsinn zu sein, was er schreibt. In Hinsicht auf das gesamte Leben fühle ich mich aber dennoch prinzipiell gut getroffen: Ich bin weder der reine Kaufmann, noch der reine Intellektuelle, ich stehe genau dazwischen. Ich bin in der Mitte, ich gehe den Mittelweg. Ich besitze beide Veranlagungen in mir, doch keine ist so ausgeprägt, dass sie die andere vollkommen dominiert.

Nur eines stört mich an all dem, und das sogar massiv. Das ist der Tonfall. Ich fühle mich durch Franks Brief abgewertet. Frank hält mich *nur* für einen Kaufmann, der aus seinen Schablonen nicht heraus kommt, sich selbst sieht er hingegen als denjenigen, der sich in die Abenteuer dieser Welt mutig hineinwirft. Und das trifft es doch nun wirklich nicht. Frank ist doch total zurückhaltend und fast verklemmt. Wo wirft der sich denn hinein? Das ist doch eine reine Selbstbeschönigung, die er hier initiiert hat. Ich denke: Wer die Prinzipien von Vernunft und Erkenntnislogik nicht achtet, ist auch nicht dagegen gefeit, auf jeden Schwadronneur hereinzufallen. Ich will nicht sagen, dass Nietzsche einer ist. Doch dieses voraussetzungslose Einlassen, von dem Frank redet, bietet keine Orientierung und beschwört durchaus die Gefahr herauf, jederzeit im gefährlichen Irrtum und Extremismus jeglicher möglichen Couleur zu landen.

Aus meiner Sicht sollten wir klar trennen zwischen der Wissenschaft und einer Liebesnacht. Expressiv-sinnliche Erlebnisse sind etwas Wunderbares, man muss sie jedoch kategorisch von allem absondern, was wir mit den Begriffen Wissen und Wissenserwerb verbinden. Und das sage ich nicht als Kaufmann, sondern sowohl als Wissenschaftler als auch als Liebender.

Als ich zwei Tage später wieder am Schreibtisch sitze, antworte ich Frank mit den folgenden Worten: Ich kann dir leider an keinem Punkt widersprechen. Gerade hier liegt jedoch eine große Tragik, denn ich würde dir nur zu gerne widersprechen, da aus allem, was du schreibst, nur eine Folgerung zu ziehen ist: Der Kaufmann ist dem Künstler weit überlegen. Denn der Kaufmann kann beides: Er lebt fest in der Welt seines Verstandes und kann sich trotzdem dem Sinnlichen hingeben. Wohingegen dem reinen Künstler die Welt des Kaufmanns wohl auf ewig verschlossen bleibt.

Ich treffe mich mit einem Freund im Biergarten und wir reden über die vergangenen Zeiten. Wie groß damals doch der Anteil der Wünsche, Träume und der Phantasie an meinem Leben war, denke ich. Heute hingegen ist alles nüchterne Realität. Ich denke nur an die Musik: Was habe ich da früher oft am Radio erwartet, um das Lied, das ich so mochte, endlich auf dem Tonband aufnehmen zu können. Heute hingegen kaufe ich mir sofort die Platte. Nur bei den Frauen, da

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

läuft es in den letzten Jahren genau umgedreht, da ist die Realität eine leere Menge, und alles wird erträumt, wenn überhaupt.

Draußen zieht gerade ein Gewitter auf, und ich muss an André Hellers *Angstlied* denken: Oskar schrie nur bitte aufhören, sonst schieß ich mich völlig zu. Na bitte, ich kann ja doch etwas mit Worten anfangen. Nur die Gedichte scheinen mir immer so wahllos zu sein. Sobald jedoch Musik dazukommt, ist alles ganz anders.

Beim Fußballspielen habe ich so kurz nach der Reise nicht die beste Kondition, es geht jedoch einigermaßen. Dann allerdings zieht es in der linken Pobacke. Ich hatte schon im Urlaub gedacht, dass ich vielleicht etwas mit dem Ischiasnerv haben könnte, doch das bestätigte sich zum Glück nicht. Am nächsten Tag merke ich nichts mehr.

Lisa vermisse ich derzeit sehr, wenn sie bei der Mama ist, bin andererseits aber auch froh, dass mich gegenwärtig niemand beim Arbeiten stört. Das ist paradox, aber dennoch wahr. Ich vermisse Lisa, genieße mittlerweile aber sogar dieses Gefühl des Vermissens. Wohl deshalb, weil das Vermissen auf das prinzipielle Vorhandensein von etwas Großem und Schönem hindeutet.

In den letzten Tagen habe ich ein neues Buchprojekt auf Basis des neuen Stils begonnen und komme damit ganz gut voran. Durch den Diskurs mit Frank habe ich mich dazu entschieden, in meiner Nische zu bleiben und auch weiterhin mein traditionelles Geldthema mit Romanhaftem zu verbinden. Ganz bewusst trete ich jetzt also als der intellektualisierende Kaufmann auf. Am rein Sinnlichen sollen sich lieber andere versuchen.

Was ich beim Schreiben mache, macht auf jeden Fall sonst niemand. Das ist einzigartig. Und so etwas reicht doch eigentlich. Damit bleibe ich ganz bei mir und transportiere genau das hinaus in die Welt, was ich erspüre. In meinem neuen Projekt schreibe ich über die Romantik des Geldes. Natürlich gibt es für so ein Buch keinen Markt. Doch sollte mich das tangieren? Nein, in dieser Hinsicht bin ich knallhart der Künstler und nicht der Kaufmann. Ansonsten jedoch merke ich durch den Kontakt mit Frank gut genug, welch ein Wahnsinn es wäre, mich in seine Bereiche zu wagen, wo ich mich weder auskenne noch wohlfühle. Die klassische Literatur mitsamt ihrer Künstler und Intellektuellen im engen Sinne kann mir auch weiterhin lieber gestohlen bleiben.

Ich arbeite sehr gut, komme enorm weiter und bin total aufgekratzt. Ich denke: Mein Gott, kann das Leben schön sein!

Ich rufe meinen Freund André in London an, mit dem ich mit Ausnahme weniger Pausen bereits seit Jahrzehnten eng verbunden bin. Seit einiger Zeit erweist sich der Kontakt jedoch als schwierig, denn seine Frau ist an Krebs erkrankt, worüber er mit mir jedoch anscheinend nicht reden will und immer extrem kurz

Diese Leseprobe ist unüberprüft und gesendet!

angebunden ist, wenn ich ihn einmal erreiche. Bereits bei meinem letzten Besuch in London, vor der Krankheit seiner Frau, hatte ich ihn bereits total unter der Herrschaft seiner Frau stehend empfunden. Und jetzt ist es fast, als triebe sie oder irgendetwas anderes ihn ganz aus meinem Leben hinaus. Dabei ist er doch eigentlich mein bester Freund und meine wichtigste Bezugsperson. Ohne ihn hätte ich das mit Jenny damals nie überstanden.

Zwei Mal habe ich ihm lange und, wie ich finde, sehr gefühlvolle Mails geschrieben, doch er hat stets nur mit zwei knappen Zeilen geantwortet. Und als wir jetzt telefonieren, bringt er ebenfalls nicht mehr als zwei Sätze und antwortet auf meine Frage, ob es denn noch Hoffnung gäbe oder das das Ende sei, nur mit einem Wort: Yep. Dann ist das Gespräch zu Ende. Ich verstehe nicht, warum er mit mir nicht über Krankheit und Tod reden will oder kann. Immer, wenn ich ihn frage, wie es denn steht, ist er gerade auf dem Sprung, muss sofort weg oder kann im Augenblick nicht reden. Dabei haben wir doch umgekehrt, als bei mir mit Jenny alles auf des Messers Schneide stand, uns sehr ausführlich miteinander ausgetauscht.

Frank antwortet getroffen auf meinen letzten Brief: Er sei sicherlich Intellektueller *und* Künstler, schreibt er, und wirft mir vor, mir die Hoheit und Freiheit über beides anzumaßen, das Kaufmann- und Künstlerdasein. Von Hoheit habe ich allerdings gar nichts gesagt. Und es ist doch alles gar nicht so scharf abgrenzbar, Frank ist natürlich letztlich ebenfalls zum Teil Kaufmann, schließlich hat er jahrelang in der Immobilienwirtschaft gearbeitet und verkauft jetzt sein eines Ferienhaus, um ein anderes zu kaufen. Doch er wehrt sich heftig gegen diese Auffassung und schreibt: Nein das Leben ist anders, ganz anders. Es ist immer einseitig. Für mich ist das jedoch Quatsch. Und genau vor solchen Befunden graust es mich.

Am Lesebühnenabend verstehen wir uns dann allerdings wieder prächtig. Wir reden über Glück und Unglück. Natürlich sind sie allesamt todunglücklich gewesen, Gottfried Benn, Hermann Hesse und die anderen, sagt Frank. Ich höre aufmerksam zu und denke: Und ich habe mich immer vom literarischen Erfolg blenden lassen, habe geglaubt, der Erfolg müsse auch stets das Glück mit sich gebracht haben, weil er doch das Eigene belohnt. Aber wahrscheinlich hat Frank Recht.

Das Verhältnis zwischen Frank und mir ist spannungsreich, aber auch befruchtend. Meistens denken wir bei identischen Dingen völlig entgegengesetzt, manchmal entzweien wir uns dann, ein anderes Mal jedoch ergänzen wir uns auf wunderbare Weise. Ich merke, dass ich eine ganze Menge von Frank lerne, spüre umgekehrt aber auch, dass er vieles von meinen Gedanken für sich übernimmt.

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!~~

Und das ist wunderbar. Es ist aber auch stets ein schmaler Grat, auf dem wir gemeinsam wandern.

Als ich am nächsten Tag in Hesses *Demian* lese, denke ich, dass ich tatsächlich schon ein gehöriges Stück weiter bin als Frank. Nicht nur, dass ich bereits eine Menge Bücher veröffentlicht habe, er hingegen noch kein einziges, obwohl sein Wunsch, Schriftsteller zu sein, wesentlich weiter zurück reicht als meiner, Frank versucht auch, alles im Leben und an sich selbst bewusst zu lenken. Ich dagegen habe mich von diesem Versuch schon eine ganze Weile verabschiedet. Mittlerweile akzeptiere ich mich selbst so, wie ich bin, inklusive all der vielen schlechten Seiten. Und ich fühle mich enorm bestätigt, als ich bei Hesse lese: Es gab keine, keine, keine Pflicht für erwachte Menschen als die eine: sich selbst zu suchen, in sich fest zu werden, den eigenen Weg vorwärts zu tasten, einerlei wohin er führte.

Nachts träume ich, dass ich mit meinen Eltern dort wohne, wo früher der Currywurst-Imbiss war, zu dem ich als Junge so gerne gegangen bin. Dann stirbt meine Mutter und ich weine wie niemals zuvor in meinem Leben. Die Tränen schießen regelrecht aus mir heraus und erleichtern mich, als wäre ich plötzlich von einem inneren Überdruck geheilt. Es ist ein großer Genuss, zu merken, wie da etwas aus mir entweicht und ein schlimmer Druck von mir abfällt. Ich schwelge in Trauer und finde genau dabei das Glück wieder.

Auch am nächsten Morgen verweile ich mit meinen Gedanken noch in meiner Jugend. Ich überlege: Warum war ich mit meinen Freunden damals so oft Currywurst essen, warum jedoch haben wir niemals über Mädchen geredet? Und warum hatten die anderen immer Geld für die Currywurst und ich habe immer nur mein Brötchen in ihren Ketchup gestüpft? Tja, es war wirklich kein leichter Anfang, den ich da hatte.

Kurz bevor Lisa in dieser Woche zu mir kommt, höre ich in mich hinein und denke: Ich könnte jetzt auch ohne meine wöchentlichen Lisa-Tage leben. Da würde bei mir nichts mehr einstürzen. Ich habe mich mittlerweile auf mich selbst besonnen, bin zunehmend gefestigt und in mir verwurzelt. Letztes Jahr habe ich bei jeder Spannung mit Jenny noch gezittert, wenn Jenny nicht anrief oder ansonsten etwas war, und habe gefürchtet, dass Jenny mir Lisa vorenthält. Jetzt jedoch hoffe ich, diesem Schraubstock entkommen zu sein.

Als Jenny Lisa dann bringt, sieht Lisa gar nicht gut aus. Sie fühlt sich auch nicht wohl, liegt den gesamten Vormittag vor dem Fernseher und zieht sich nachmittags sogar freiwillig ins Bett zurück. Ich kann mich nicht erinnern, das schon einmal erlebt zu haben. Abends messe ich bei ihr 40 Grad Fieber. Den gesamten Tag über habe ich keinen Schritt vor die Haustür gesetzt. Das war ein Tag, denke ich,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

den es daher eigentlich gar nicht gegeben hat. Und dennoch habe ich an ihm sehr intensiv gelebt.

Am nächsten Morgen ist Lisa wieder völlig gesund. Kinder sind wirklich ein Wunder. Jenny ruft an und sagt, sie habe gestern ein richtig schlechtes Gewissen gehabt, Lisa so krank zu mir zu bringen. Das musst du nicht, sage ich: Ich mache das schon. Ich mache es auch gerne. Und ich weiß, dass Jenny sich umgekehrt genauso verhalten würde.

Während Lisa schläft, lese ich in der Benn-Biografie weiter. Dass es so etwas gibt! Ich komme aus dem Staunen nicht heraus: Dass hier jemand Einsamkeit und Anderssein kultiviert und dafür nicht abgestraft und verdammt, sondern vielmehr geliebt wird. Und dass ich mit Frank sogar endlich eine lebende Person kennen gelernt habe, die so etwas goutiert. Endlich muss ich mich nicht mehr verbergen! Bei meinen früheren Freunden wäre ich mich so etwas niemals durchgekommen und nur verspottet worden, und auch Jenny hat mich für meine Einsamkeitsliebe immerfort angefeindet.

Der Geist und die Kunst kommen nicht aus sieghaften, sondern aus zerstörten Naturen, schreibt Benn. Und auch sonst finde ich viel Verwandtes: Unterhaltlich bin ich kein Matador, ging nie auf Feten, sagt Benn, nicht aus Ablehnung, sondern aus einem physiologischen Grunde, der mein Leben so beherrschte, dass ich ihn erwähne: eine Müdigkeit von hohen Graden, eine gehirnliche Schwere innerer und äußerer Art. Eine Müdigkeit von hohen Graden. Genauso ist das bei mir auch. Das Schreiben ist ein steter Kampf gegen den Schlummer und abends bin ich stets wesentlich früher bettschwer als Lisa.

Als Lisa malt, sagt sie zu mir: Ich male ganz langsam, denn ich finde es schöner, wenn es länger dauert. Ich hingegen will immer schnell-schnell. Nachdem Lisa wieder bei der Mama ist, sitze ich am Schreibtisch und denke dann allerdings: Schöne Ruhe. Jetzt wieder ganz mein Leben. Anscheinend will ich alles immer schnell-schnell machen, um so möglichst schnell zu meinem Eigenen zu kommen. Aber darf ich eigentlich so sein, wie ich jetzt bin? Ist ein derartiges Leben überhaupt möglich und erlaubt, so ganz ohne andere Menschen?

Oft kämpfe ich beim Schreiben vergebens und komme nicht weiter. Doch wenn sich dann plötzlich wieder ein paar Dinge zusammenfügen, ist das ein magischer Moment allerhöchsten Glücks. Nichts anderes hat mich jemals so gut fühlen lassen wie das Schreiben. Ganz so schlimm kann es mit dem Alleinsein aber doch nicht sein, denke ich, denn ich gehe ja immer wieder hinaus, Besorgungen machen oder mich mit Leuten treffen. Das brauche ich durchaus, wenn auch stark dosiert.

Immer öfter nutze ich jetzt den See in der unmittelbaren Nähe meiner Wohnung zum Schwimmen. Es ist herrlich, vor dem Losfahren zur Lesebühne noch einmal

~~Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.~~

in das klare Wasser zu steigen. Ich bin erstaunt über die Qualität dieses Berliner Sees. Die meisten Gewässer hier sind trübe, doch in diesem See kann man selbst bei einigen Metern Tiefe noch den Grund sehen. Beinahe ist das wie in einem Bergsee in Österreich.

Auch dieser Montag mit Frank erweist sich wieder einmal als nicht einfach. Frank ist so dogmatisch, so penibel und so von seinen festgelegten Vorstellungen gesteuert, dass da gar kein Raum für etwas anderes mehr existiert. Wenn ich einmal ganz spontan, flapsig oder auch unüberlegt frei vom Herzen weg etwas herauslasse, verstoße ich damit gegen die heiligen Prinzipien und werde sofort böse angeschaut. Frank stellt zwar wirklich eine enorme Bereicherung meines Lebens dar, doch das, was ich bei ihm sehe, ist für mich ganz sicher nichts. Das ist es nicht.

An diesem Abend ist eine interessante neue Frau in der Lesebühne dabei. Da kann ich nicht widerstehen. Ich spreche sie an und stehe folglich zum ersten Mal seit langer Zeit in einer Pause nicht mit Frank zusammen. Als ich nach Hause fahre, bin ich total glücklich, denn es gibt anscheinend in dieser Hinsicht noch etwas, was mich anzieht.

Wegen meines Rückens gehe ich noch einmal zum Orthopäden. Ob es vielleicht an den Hüftgelenken liegen könnte, will ich wissen. Als Vater so alt war wie ich heute, klagte er nämlich bereits über heftige Schmerzen in beiden Hüften und konnte kaum mehr ins Auto steigen. Er hat sich dann beide Hüftgelenke operieren lassen und ist seitdem völlig schmerzfrei. Erleichtert komme ich später mit den Röntgenbildern nach Hause. Mit den Hüften ist alles in Ordnung. Möglicherweise könne später einmal etwas sein, sagt der Arzt, aber in den nächsten zwanzig Jahren sei nichts zu erwarten. Zumindest hier hänge ich nicht völlig an Vater. Meinem Rücken hilft das allerdings nicht.

In Hinsicht auf den Rücken stellt der Arzt an diesem Tag eine ganz neue Theorie auf. Das wirkliche Problem für meine Schmerzen auf der linken Rückenseite, sagt er, liege auf der rechten Seite. Dort sei ich zu sehr verspannt, deswegen zeige ich eine Schonhaltung auf der rechten Seite, was wiederum die entscheidenden Auswirkungen auf die linke Seite mit sich brächte. Er verschreibt mir Krankengymnastik und nennt das manuelle Therapie. Nun gut, auch das will ich noch versuchen.

Draußen ist es regnerisch und bereits herbstlich, obwohl wir erst den 9. August schreiben. Es geht mir gut, alles läuft, und mein Herz macht Jubelsprünge. Eigentlich wollte ich heute an seinem Geburtstag zum Grab meines Großvaters, doch ich kann auch in Gedanken bei ihm sein an diesem Tag. Ich höre Musik aus dem England Anfang der siebziger Jahre. Wenn ich einen Wunsch frei hätte in meinem Leben, dann möchte ich einmal noch im Jahr 1972 an der englischen Südküste in

Diese Leseprobe ist unübernehmlich geworden

die Disco gehen. Quatsch, das will ich natürlich nicht wirklich. Aber ein schöner Gedanke ist das schon.

Frank hatte mir die Bücher *Vatersöhne* und *Muttersöhne* von Volker Elis Pilgrim empfohlen. Ich war bereits im Vorfeld sehr skeptisch, habe sie mir dann aber doch im Antiquariat bestellt. Und mein Verdacht bestätigt sich. Lauter platte Verallgemeinerungen, richtig peinlich das Ganze. Wie kann einem so klugen Kopf wie Frank nur so ein Fehlgriff passieren? Ich habe nur eine Antwort: Der Neurotiker umgibt sich stets mit genau den Dingen, die seine vorgefertigte Weltsicht stützen, egal wie obskur sie sind. Auf diese Weise wird sein inneres Heiligtum geschützt, damit es bloß nicht ins Wanken gerät. Denn dass Frank stark neurotisch ist, daran gibt es für mich keinen Zweifel. Doch das alleine macht nichts, ich bin das schließlich auch.

Ich merke, wie ich trotz der vielen Probleme, die mich tangieren, langsam weiter komme mit mir. Früher wäre ich jetzt ungestüm losgestürmt und hätte mich lautstark beschwert bei Frank, was er mir da für einen Mist empfohlen hat. Heute jedoch denke ich: Warum soll ich es mir denn mit ihm verderben? Ich weiß doch, was los ist, was mit mir los ist und was das für Bücher sind, und ob er das nun auch weiß oder nicht, ist doch für mich höchstens sekundär interessant.

Lisa ruft an und macht am Telefon keineswegs den Eindruck, mich über die Maßen zu vermissen. Das verschafft mir weitere Erleichterung. Noch eine Woche, dann wird sie fünf. Dann haben wir nur noch ein ganz entscheidendes Jahr vor uns, denn mit sechs, sagt mein psychologischer Rat, sind die Kinder eigentlich innerlich fertig entwickelt.

Ich muss immer noch schmunzeln: Am Montag hatte Frank zum Schluss davon geredet, wenn er einmal tot wäre, würde er gerne wie ein Krieger stehend begraben werden, mit guten Kleidern, den Büchern, die er liebt, sowie den Werken, die er bis dahin selbst geschrieben hat. Und mit Waffen natürlich. Ich musste herzlich lachen. Und dann denke ich noch: Hätte ich mich eigentlich jemals getraut, mich als Intellektuellen zu bezeichnen, so wie Frank das stets mit sich tut? Das will ich doch selbst heute noch nicht.

Ich erschrecke, wie groß Lisa mittlerweile schon geworden ist. Und mit ihrer weißen Strickjacke sieht sie beinahe so aus, wie das Mädchen, dass ich damals Anfang der Siebziger in England kennen gelernt habe. Mit ihr ist niemals richtig etwas gewesen, und trotzdem ist sie beinahe zur wichtigsten Frau in meinem Leben geworden. Vielleicht genau deswegen, wegen der verpassten und niemals wiederkehrenden Chance. Und wegen der dadurch niemals stattgefundenen Entzauberung. Wahrscheinlich aber deswegen, weil es die erste wirkliche Liebe war.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Dass Lisa ihr jetzt ähnlich sieht, beeindruckt mich schon. Es ist auch keinesfalls Einbildung. Die Gesichter gleichen sich wirklich sehr deutlich, das findet auch Lisa, der ich die Fotos zeige. Und es geht noch weiter: Es existiert da anscheinend tatsächlich eine Linie von den frühen Fotos meiner Mutter über das Mädchen aus England bis hin zu Jenny und Lisa, sie ähneln sich allesamt auf verblüffende Weise.

Anscheinend habe ich mein gesamtes Leben lang nach der wundervollen Mutter meiner frühen Kinderjahre gesucht. Mein Leben läuft wohl derzeit wirklich zielgerichtet auf die Schicksalsjahre Anfang der Siebziger zurück.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!